



Abend:

Zeitung.

255.

Mittwoch, am 24. October 1838.

Dresden und Leipzig, in Commission in der Arnoldischen Buchhandlung.

Gedruckt in der Buchdruckerei des Verlags-Comptoirs in Grimma.

Verantw. Redacteur: E. G. Th. Winkler (Th. Hell.)

Englische Stunden.

(Fortsetzung.)

10.

Hattet ihr denn Licht im Haus? — Nein, wir saßen vor der Thür auf der Bank und der Mond schien hell. —

Volm hielt sein Versprechen — er kam nicht nur am andern Tage, sondern von nun an recht oft, meistens gegen Abend, wenn es eben anfang kühl zu werden und man die Fenster öffnen konnte. Dann sprachen sie, während sie zerstreut auf das bunte Gedränge hinunter blickten und manchmal einen vorübergehenden Bekannten grüßten.

Auch Englisch lasen sie wieder, aber anders wie früher. Jetzt wo Victorie ihm mit Leichtigkeit folgen konnte, gab sich Volm dem Dichter hin. Er las ihr im Laufe einiger Tage den Hamlet vor, auch einzelne Scenen aus Macbeth. Dagegen mußte Victorie die schönsten Stellen aus Romeo und Julia lesen. Volm hatte sinnend zugehört; als sie mit der Gruftscene geschlossen hatte, erzählte er ihr die Geschichte eines Freundes, welcher auch um Liebe gestorben sey, aber langsam verzehrt vom stillen, schweigenden Grame.

Victorie schüttelte den Kopf und sagte: „das können nur Frauen.“

„Glauben Sie das nicht,“ entgegnete Volm, „die Frauen mag eine unglückliche Liebe mehr äußerlich bewegen, uns aber tödtet sie innerlich. Wir lieben nur einmal. Auch mein Herz ist erstorben.“

Volm wiederholte dieß noch bei einigen Gelegenheiten. Victorie hörte es immer mit gleicher Unbefangensheit, obgleich er jedesmal die Augen fest auf sie richtete.

11.

August ist weg; ich sang ihm vor: „Sind's nicht diese, sind's doch andre, die da weinen wenn ich wandre, holder Schatz, gedenk' an mich.“

Der Landtag war geschlossen und die Abreise des Obersten auf den nächsten Morgen festgesetzt. Die Damen hatten den ganzen Tag mit Abschiedsbefuchen zugebracht, als sie gegen Abend endlich zurückkamen, sagte der Bediente, Herr Volm sey im Wohnzimmer. Die Tante hatte noch einiges zu besorgen und Victorie allein ging ihn zu begrüßen.

Er stand am Fenster, Hut und Stock noch in der Hand. Als er sie eintreten hörte, wandte er sich langsam um und kam ihr mit theilnehmendem Blick entgegen.

„Sie sind angegriffen von dem leidigen Visitenmachen,“ sagte er; „ich habe Sie heute schon recht bedauert.“

„Es ist auch wirklich ein böser Tag,“ antwortete Victorie, indem sie sich auf das Sopha setzte und Volm andeutete neben ihr Platz zu nehmen. „Diese vielfache Wiederholung des Abschiednehmens peinigt ordentlich. Sind es auch meistens nur oberflächliche Bekanntschaften, es thut einem doch weh — und dann denkt man bei jedem Scheiden unwillkürlich an Alles was man schon verloren hat.“ Sie zerdrückte bei diesen Worten hastig eine Thräne und strich mit der linken Hand sich die Locken aus der

Stirn, als wolle sie so den Schmerz einer Erinnerung verbannen.

„Sie haben doch noch nichts verloren?“ sagte Volm.

„O doch,“ sagte Victorie und wider Willen drangen ihr die Thränen unter den langen Wimpern hervor.

„Ich spreche hier nicht von meinen Eltern,“ fuhr sie fort, „ich war kaum ein Jahr alt, als sie starben und meine Verwandten haben mich diesen Verlust nie fühlen lassen, aber Freunde sind mir gestorben die ich sehr lieb hatte und manche hab' ich durch Kälte verloren, was noch bitterer ist. Und dann ist mir erst kürzlich ein Freund fortgereiset.“

„Ah — ich weiß,“ sagte Volm mit ironischem Lächeln, „der junge Künstler. So muß ich also doch glauben, was man sagt, nämlich daß nicht nur der Künstler allein Sie in ihm interessiert habe.“

„Und wenn dem so wäre?“ fragte Victorie kalt, denn sie fühlte sich verletzt.

„Freilich,“ sagte Volm in demselben Tone, „ich dürfte nichts dagegen sagen.“

„Das denk' ich auch,“ erwiderte Victorie, setzte aber dann, weil der kalte Ton in ihre weiche Stimmung nicht paßte, wieder freundlich hinzu: „jedoch ist es nichts. Ich hab' ihn lieb, weil er wirklich liebenswürdig ist, aber weiter geht es nicht.“

„Und wird auch nie weiter gehen?“ fragte Volm.

„Nein,“ sagte Victorie sanft. „Aber er fehlt mir und wird mir noch mehr fehlen auf dem Lande.“

„Sie lieben das Land nicht,“ sagte Volm, „und ich möchte Sie darum beneiden. Es muß sich sehr angenehm da studiren.“

„Das kann man in der Stadt eben so gut,“ erwiderte Victorie, „ja noch besser, denn man hat mehr Hülfsmittel.“

„Doch nicht für die Naturwissenschaften?“ fragte Volm.

„Ja die studire ich nicht“ — sagte Victorie.

„Das sollten Sie aber,“ antwortete Volm. „Die Natur sollte in keiner Art Ihnen fremd seyn. Ihre Poesie verstehen Sie, aber auch ihre Wissenschaft sollten Sie verstehen. Ich möchte Sie wohl in diesem Studium leiten, Sie würden rasche Fortschritte machen und viel Genuß dabei haben.“

In diesem Augenblicke hörte man den Oberst im Nebenzimmer mit der Tante sprechen und langsam der offenen Thür näher kommen.

Volm stand auf. „Das war noch zu guter Lecht geträumt,“ sagte er und nahm seinen Hut, „man ist doch manchmal recht thöricht.“ Auch Victorie war aufge-

standen — der Tisch war zwischen ihnen, Volm machte keine Miene ihn zu umgehen; er blieb stehen wo er stand.

„Wir dürfen doch hoffen, Sie bald wieder zu sehen?“ —

„Ich denke wohl, daß ich nicht auf ewig fortreise,“ erwiderte Victorie lächelnd.

„Nun dann,“ sagte er, „darf man sich den Abschied auch nicht so schwer machen. Leben Sie wohl und lassen Sie mich als Lehrer scheiden: studiren Sie Botanik!“

„Ich verspreche es,“ antwortete sie.

„Ich werde mir bei Frau von Rothow Nachricht darüber holen,“ sagte er, „noch einmal, leben Sie wohl!“ — und im Verhältnisse zu seiner sonstigen Ruhe fast hastig, ging er in's Nebenzimmer und beurlaubte sich von Onkel und Tante.

12.

Dann haben die Linden und Kastanien hier abgeblüht, und himmelhohes Schilf das sich oben an der Decke, umbiegt, mit blühenden Winden umstrickt, und die Feldblumen sind reizend, die kleinen Grasdolden, die Schafgarbe, die Johannisblume, Wasserlilien die ich mit einiger Gefahr fische und das ewig schöne Bergißmeinnicht.

Auf dem Gute wurde die Familie von dem Sohne empfangen, welcher vor einem Jahre die Universität verlassen und sich dann in der weiten Welt etwas freie Luft geholt hatte. Das Wiedersehen war ungetrübt, der Oberst hatte alle Ursache mit den Kenntnissen des Sohnes zufrieden zu seyn; die Mutter sah mit heimlichem Stolz, wie vortheilhaft er im Aeußern sich entwickelt hatte. Victorie setzte das eine voraus und sah das andere, ohne daß ihre Gesinnung gegen Friedrich darum wärmer geworden wäre. Sie war ihm immer gut gewesen und war es auch noch, aber es fiel ihr nicht ein, daß sie ihn nun, wo er hübscher geworden, auch mehr als einen Better lieben sollte.

Das war jedoch der lebhafteste Wunsch der Tante, welche schon seit langer Zeit Friedrich und Victorie für einander bestimmt hatte und nun mit größter Ungeduld auf die Liebe wartete, ohne welche aus ihrem Plane doch nichts werden konnte. Friedrich ließ sie auch wirklich nicht lange warten; es waren kaum acht Tage vergangen, als er schon anfang den Ritter der Cousine zu spielen und Jeden der in ihre Nähe kam mit wahren Othelloblicken verfolgte, aber Victorie wollte noch immer nicht aus den verwünschten Unbefangenheiten herauskommen. Sie hätte nicht Mädchen seyn müssen, um die Tante nicht schon in den ersten Stunden zu errathen; aber sie ließ sich nichts merken und hoffte im Stillen, daß wenn nur sie sicher in den Grenzen geschwisterlicher Herzlichkeit bleibe, nach einiger Zeit auch Friedrich wieder in diese

zurückkehren und sich dann eine andre unter den Töchtern des Landes erwählen werde.

Inzwischen benutzte sie den Better, der so ziemlich in alle Fächer der Gelehrsamkeit hineingeguckt hatte, zum Lehrer in den Anfangsgründen der Botanik. Jeden Morgen wurden mehrere Stunden dem Suchen von Pflanzen gewidmet, kein Busch eine Meile in der Runde blieb undurchkrochen, auch auf dem Wasser wurde botanisirt, und wo man mit dem Rahn nicht hinkonnte, da watete Friedrich hinein und holte bis über die Knie im Schlamm, die Wasserpflanzen heraus. Die Mutter schlug oft die Hände zusammen, wenn er in solchem Aufzuge nach Hause kam, doch Friedrich achtete nichts, nur sah er jedesmal, wenn er im Wasser gewesen war, die Cousine an, um zu sehen, ob so viele Aufopferung sie nicht endlich gerührt habe. Victorie dagegen versicherte ihn jedesmal, er sey ein wahres Musterstück von Better, hielt ihn aber nie von dergleichen Unternehmungen ab, denn, sagte sie oft zu ihrer Freundin, der Frau von Bernbach, wenn diese vielen kalten Bäder nicht endlich seine Liebe kühlen, so weiß ich wirklich nicht was ich anfangen soll.

Frau von Bernbach aber sagte: „dann bist Du verloren, Kind, denn mir scheint Friedrich's Liebe griechisches Feuer zu seyn.“

(Fortsetzung folgt.)

Aesthetischer Decalogus für Künstler und Kunstverwandte.

1. Du sollst an mich, die ewige Schönheit, glauben, ein höchstes Ideal für wahr halten, und Dir nicht Idole, falsche Götzen für Sinnenbildung, bilden: denn ich allein bin Deine Herrin und Göttin!

2. Du sollst meinen Namen nicht eitel nennen, wenn ich mich Dir nicht geoffenbart, ihn nicht Dingen beilegen, die mein Athem nie belebt, meines Auges Licht nie verklärt.

3. Du sollst feiern den Gedächtnisweihetag der Befreiung aus Staubesfesseln und Finsterniß, feiern das Schöpfungsfest, den Sonntag der Kunststandenen Menschheit, und ausruhen im Entzücken.

4. Du sollst den Geist ehren als Vater und die Empfindung als Mutter alles Großen, Erhabenen und Schönen, damit Du Wonne geniehest auf Erden.

5. Du sollst Geist und Gefühl nicht tödten, sonst bist Du Elternmörder, und Deine That schreit gegen den Himmel um Rache.

6. Du sollst nicht Buhlschaft treiben mit matter Empfindelheit, schamloser Sinnlichkeit und eitler Biererei, sondern Dich vermählen mit hehrer Kraft, Würde und Majestät, mit holder Anmuth, süßem Liebreiz und frommer Unschuld.

7. Du sollst nicht stehlen und mit Geraubtem prunken. Halte — ein kluger Wirth — Deine Habe zu Rathe, und vertheidige — ein gewaffneter König — Deine Schätze: aber fremden Reichthum laß unberührt. Bewundern darfst Du und nachahmend sammeln, aber nicht entwenden mit Diebeslist. Ein Bettler, ein Elender ist, wer stiehlt!

8. Du sollst nicht lügen und kein falsches Zeugniß geben. Nur Wahrheit giebt Vollendung! Nicht niedriger Betrug — nein, der Schönheit Wiederstrahl, der Wahrheit hehrer Ahnen, sey selbst der Schein, wenn Kunst ihn zeugt. Schwärze nicht fremden Ruhm, damit nicht Lästerung Dein Lob vergifte.

9. Du sollst nicht begehren Deines Nächsten Hausfrau, so sie eine Tochter ist der Alltäglichkeit. Sieh', eine lieblich-wonnige Braut, verklärt vom Himmelsreiz, tritt wohl Dir an meiner Hand entgegen — die Natur! — Deffne die Arme, genieße keusch, und gieb Dich zufrieden.

10. Du sollst nicht begehren des Nächsten Gut! Du hast die weite, freie Heimath schon gefunden, was bedarfst Du des niederen Nachbarhauses? Fülle der Kraft schwellt Deinen Busen, was sollen Dir des Nächsten Knecht und Magd? Und trägt Dich des Geistes Fittig nicht schnell genug in unermessne Fernen, daß Du das träge Gespann — den Ochsen und Esel — noch begehren möchtest aus des Nachbars Stalle? —

Adolf Berger.

Das Schwanenmädchen. Russisch.

„Wie lieb' ich je Dich heißer!“
Sprach ich zur Liebsten mein;
„Wirst Du doch niemals weißer,
Als jetzt, mein Mägdlein, seyn!“ —

Und ach! am nächsten Morgen
Sag sie im weißen Kleid
In kleinem Sarg geborgen,
Die wundersüße Maid.

„Nun bist Du dennoch weißer,
Viel weißer, denn Dein Schwan!
Nun lieb' ich doch Dich heißer,
Als ich es je gethan.“

K. Förster.

Nachrichten aus dem Gebiete der Künste und Wissenschaften.

Correspondenz-Nachrichten.

Gnadau, d. 3. Septbr.

Zürnen Sie nicht auf mich, sondern auf das Lustlager bei Magdeburg, hochgeehrtester Herr, welches ich bei sehr gemessener Zeit besuchen mußte, daß mein versprochener Bericht über den Herrnhuter Gemeineort Gnadau etwas magerer ausfällt, als ich Ihnen anfangs zu schreiben beabsichtigte.

Was ein Herrnhuter ist, weiß Jedermann, oder dünkt sich wenigstens es zu wissen, und die sogenannten Aufgeklärten unserer Zeit, schlagen gewöhnlich mitlächelnd an ihre Brust und rufen: Ich danke Dir, Gott, daß ich nicht bin wie jener Heuchler! — wenn sie nur den Namen eines Herrnhuters nennen hören. Ich finde das nicht eben sonderbar. Die Mehrzahl unserer Aufgeklärten kennt die Herrnhuter nur aus den theologischen Berichten und Streitigkeiten des vorigen und noch des jetzigen Jahrhunderts. Also durch Theologen. Ein Theolog aber, der nicht unmittelbar dem Herrnhutianismus ergeben, ist immer Partei, also unzuverlässig. Sie wollen sich deshalb einmal den Bericht eines Unparteiischen, Nichttheologen gefallen lassen.

Zum Voraus bekannt, hasse ich alles Sektenwesen, weil jede Sekte sich im Besitz des General-Erbpachts des Himmels glaubt und es für mich ein zu schöner Gedanke ist, der Himmel, der sich über Aller Häupter wölbt, sey erreichbar für Alle, die nach ihm und seiner Seligkeit streben. Als Sekte betrachtet, müßte ich also die Herrnhuter hassen, oder wenigstens: ich könnte sie nicht lieben. Anders gestaltet sich das Urtheil, wenn ich sie nicht in corpore, sondern viritim ansehe. In dieser Beziehung finde ich sie höchst achtungswerth.

Ich hatte, verführt durch die Berichte der Reisenden, welche die Gemeineorte schon mit einem Vorurtheil gegen sie betreten zu haben scheinen — ich hatte mir also vorgestellt, in jedem Herrnhuter einen melancholischen, für alle Lebensfreuden erstorbenen Menschen zu erblicken, einen Menschen, der den Tag hindurch Nichts thut, als seufzt, kniet und betet, einen Menschen, der außer sich über sich selbst ist, weil ihn die Sonne bescheint, da er sich des Sonnenscheins nicht würdig erachtet; einen Menschen, der in sich einen Teufel in Duodez und in jedem andern, der nicht glaubt wie er selbst, einen Datto in groß Folio erblickt; einen Menschen, der durch finstere, unverständene Tractätchen, sich und Andern den Kopf verrückt, und in dieser Verückung und Verzückung gegen sein eigenes Fleisch wüthet; einen Menschen, der in dem Wahne seiner gänzlich Verborbenheit und Verworfenheit von Jugend auf, durch Adams Fall eine ewig lodrende Hölle in seiner Brust trägt, mit einem Worte: einen Frömmel in höchster Potenz, und siehe, ich fand einen harmlosen Mann, der sich des Blumenduftes in seinem Gärtchen und des Sternenglanzes am heitern Himmel freut; einen Mann, der rüstig wirkt und schafft den Tag hindurch, und am Abend seinem Schöpfer und Heiland dankt, daß er ihm Kräfte gab, sein Tagewerk glücklich zu vollbringen; einen Mann, der sich aus dem Geräusch der Welt zurückzieht und in seinem stillen Dörschen so zu leben sucht, wie die ersten Christen in Gemeinschaft mit Jesus Christus, da er noch unter ihnen wandelte; einen Mann, bei dem die alte deutsche Treue und Redlichkeit noch nicht zur Chimäre geworden, auf dessen Wort und Handschlag man sich sicherer verlassen kann, als auf einen Eid der Aufgeklärten; einen Mann, dem Nichts fehlt, als

die Kraft und der Wille, sich über einige Glaubensvorurtheile hinwegzusetzen.

Die Herrnhuter sind nichts Anderes, als eine große Familie und deuten Dies auch dadurch an, daß sie sich untereinander nur Brüder und Schwestern nennen. Sie leben still und harmlos mit- und nebeneinander; sie trinken nicht, sie tödten nicht die Zeit durch Kartenspiel, sie zanken nicht. Seit 1765, wo der Gemeineort Gnadau auf den Trümmern des 1625 zerstörten Dorfes Döben erstand, ist in der ganzen Gemeine nicht ein einziger Proceß vorgekommen. Geräth man da nicht in Versuchung auszurufen: Wahrlich, wäre ich nicht Alexander, so möchte ich Diogenes seyn?

Sie werden finden, hochgeehrtester Herr, daß ich ganz enrätht bin für die Herrnhuter, und ein Glück für mich, daß Ihnen wenigstens mein Glaubensbekenntniß kein Geheimniß ist. Aber in der That, man kann nur mit Vergnügen jeden Gemeineort, und unter diesen Gnadau betreten, wenn er auch fast der kleinste in Deutschland ist, indem er etwa 40 Häuser zählt. Diese Häuser sind von Außen und Innen sauber, meist massiv, ein Stockwerk hoch, und stehen alle von einander ab, so daß bei ausbrechenden Feuerbrünsten höchstens für ein Haus Gefahr zu besorgen ist. Eine schnurgerade Straße, von Kastanienbäumen beschattet, zieht sich mitten durch den Ort und setzt sich in seinen beiden Enden in Alleen fort, die, gleichfalls mit Bäumen zu beiden Seiten besetzt, in einem länglichen Viereck den Flecken wie eine schöne grüne Laubwand umschließen. Zur Rechten der Straße, die von Barby kommt und nach Schönebeck und Salza führt, von welchen Orten allen Gnadau kaum eine halbe Meile entfernt ist — zur Rechten dieser Straße also liegt die Kirche, ein einfaches, nicht allzu hohes Gebäude mit einem kleinen Glockenthürmchen, der Structur nach ganz gleich mit denen zu Herrnhut und allen andern Gemeineorten in und außerhalb Europa. Das Innere gleicht eher einem großen Saale als einer Kirche, da die Wölbung völlig fehlt. Für Fremde, welche sie besuchen, ist ein Chor mit Seitenlogen der Orgel gegenüber bestimmt, die ebenfalls auf einem Chore steht. Zur Linken im Parterre ist eine Erhöhung, kaum höher als ein Fenstertritt angebracht, auf welchem ein grün verhangener Tisch und hinter diesem ein Stuhl steht. Jeden Tag des Morgens zu verschiedener Stunde je nach der Jahreszeit, und des Abends um 7 Uhr ruft das Glöckchen alle Gemeiniglieder, die nicht dringend beschäftigt sind, zur Betstunde. Ihre Gesangbücher unterm Arme treten sie geräuschlos ein und nehmen auf den Bänken im Parterre Platz, welche der Länge nach vom Fremden — nach dem Orgelchore zu laufen, so, daß der Prediger-Stuhl und Tisch, den ich vorhin als auf einer Erhöhung stehend nannte, in der Mitte vor der Gemeine ist. Von diesem aus läuft nach vorwärts eine Gasse, so, daß die Männerstühle von den Weiberstühlen geschieden sind. Trügt mich die Erinnerung nicht, so erhebt sich die Versammlung, sobald der Prediger eintritt. Er trägt weder am Sonntag noch am Werkeltage einen Ornat. Im schwarzen Trac und in schwarzen Weinkleidern erscheint er, entweder die ganze Bibel oder einzelne Bücher derselben in der Hand und nimmt auf seinem Stuhle hinter dem Tische Platz. Hierauf giebt er einen Liedervers an, der gesungen werden soll, und sogleich beginnt die Orgel einige einleitende Accorde. — Ich gestehe, daß ich nie andächtiger, gerührter, ergriffener war, als das erste Mal, da ich der Abendandacht in Gnadau beiwohnte. —

(Fortsetzung folgt.)

Druckfehler.

Die Ueberschrift von Nummer 240 dieser Blätter ist statt „Donnerstag,“ zu lesen: „Sonntag.“